



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Meinecke, G.: Gustav Nachtigal in Tunis : (Schluß.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

umgedreht und an die französische Revolution, an das Jahr 1848 u. f. w. als an frühere liberale Leistungen erinnert wird, dann schreien die liberalen Herren natürlich über Verleumdung und verlangen, nur nach ihren Programmen beurteilt zu werden. Ihnen soll man also alles glauben, was sie sagen und versprechen, den Konservativen aber darf man nichts glauben, sondern muß bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit alte konservative Sünden (oder was in recht oberflächlicher oder böswilliger Betrachtung für solche ausgegeben wird) zur Beurteilung mit heranziehen. Das nennt man dann Kampf der Ideen und Fortschritt von Licht, Wahrheit und Freiheit.

Seine Unfähigkeit, gewissen Zeitforderungen zu entsprechen, welche im Bewußtsein des lebenden Geschlechtes zu durchaus wesentlichen geworden waren, hat den Liberalismus, so hart dies auch bei der Länge der vorangegangenen liberalen Herrschaft und bei den vielerlei günstigen Umständen, die derselben zugute kamen, hielt, einstweilen aus der Herrschaft verdrängt. Es mag sein, daß wieder eine Periode kommen wird, die den Liberalismus in die nämliche günstige Lage bringt, in der sich gegenwärtig der Konservatismus befindet: fast alle tüchtigen, strebenden, einer Neugestaltung mutig entgegenstehenden Elemente unsers Volkslebens auf seiner Seite zu haben, und überzeugt sein zu dürfen, daß selbst die achtungswerteren Gegner sich im Herzen ihm in vielen Punkten zuneigen. Aber wenn dies eintreffen soll, so muß bis dahin der Liberalismus wesentliche Elemente, die heute für konservativ gelten, in sich aufgenommen haben. Möchte er doch bis dahin auch gelernt haben, daß nicht nur einzelne konservative Gesichtspunkte berechtigt sind, sondern das daß Prinzip des Konservatismus dem seinigen völlig gleichberechtigt ist! Dann wird die vielbeklagte Bitterkeit und Gehässigkeit unsrer politischen Kämpfe von selbst aufhören.



Gustav Nachtigal in Tunis.

(Schluß.)



irklich gelang es der gegnerischen Clique, welche die Einmischung eines so ehrlichen Menschen, als welchen das Renommee ihn bezeichnete, in die ärztliche Beamtenzahl inkonvenabel fand, seine Stellung beim Minister einstweilen zu hintertreiben. Schon die Anstellung als Flottenarzt hatte solcher Eventualität vorbeugen sollen. Er schreibt darüber:

Wie ich jetzt weiß, sind der Herr Baron Dr. Lombroso (denn er ist jetzt italienischer Baron geworden) und Dr. Vignale zum Bey gegangen, hinter dem Rücken des Premierministers, um ihm auseinanderzusetzen, daß ein Spezialarzt des Ministers ihre Interessen verletze, und daß es absolut notwendig sei, mich deshalb irgendwo anders zu fixiren. Infolgedessen stellte mich der Bey dann als ersten Arzt der Flotille an. So lange der Minister nun in der Nähe war, blieb ich bei ihm; doch jetzt, wo er mit dem Hofe nach Tunis zurückkehrt, werde ich an die Flotte gebannt sein. Der Minister war zwar sehr erzürnt darüber, doch verhindert ihn wahrscheinlich die hiesige Gewohnheit, niemand direkt vor den Kopf zu stoßen, sie zu kontrariiren. Nun, wenigstens werde ich ruhig leben können und für mich arbeiten, was mir schon seit langer Zeit nicht mehr möglich war.

So um die wertvollsten Früchte seiner nicht gefahrlosen Mühen von denen gebracht, die ihrerseits vor dem Aufstande nach Europa geflüchtet waren, schlug Nachtigal sein Quartier in La Goletta auf, dem kümmerlichen Hafensstädtchen, und verbrachte den Winter einsam in einer Wohnung, die ihn vor Kälte fast umkommen ließ, ganz allein mit seinem Hunde und einem Diener, der so dumm war, daß Nachtigal sich ärgerte, wenn er mit ihm sprechen mußte. Zum Glück erfreute er sich wenigstens guter Gesundheit, hatte Bücher und die Hoffnung, daß dieses Leben nicht ewig dauern würde. Einige Kranke im Hospital, einige wenige in der Stadt, das war alles. Zweimal wöchentlich ging er nach Tunis und dem Bardo, theils um einige rastende Patienten zu besuchen, theils um sich bei Hofe zu zeigen. Letzteres war unbedingt notwendig, wenn er nicht in Vergessenheit geraten wollte. Der Minister war jedesmal sehr erfreut, ihn zu sehen, oder sprach sich wenigstens so aus. Ob dies aber eine Garantie für die Zukunft war, konnte niemand sagen.

Nachtigal hatte lange zu warten. Es war eine öde, unerfreuliche Zeit, schmerzlich getrübt noch durch den Tod seiner Mutter, die zu Anfang 1866 der Grippe erlag. Damit war das erste und innigste Band, das ihn an die Heimat knüpfte, gelöst. Er schreibt denn auch später in Erwägung seiner Situation:

Ohne weitere Aussichten auf Verbesserung, und zwar baldige, werde ich gewiß nicht aufhören, an Veränderung meiner Lage zu denken und, bevor wenige Jahre verfließen sein werden, Tunis verlassen. Doch kann ich mir kaum denken, daß ich mich werde entschließen können, vor meinem vierzigsten Jahre in meine philiströse Heimat zurückzukehren. Mein Endziel bleibt gewiß mein Vaterland, das sicherlich das beste Land mit den besten Bewohnern darstellt, doch zuvor muß noch die Welt in ihren ungewöhnlichen Formen studirt werden.

Überhaupt war seine Unternehmungslust, seine jugendfrische Elastizität nicht im geringsten dadurch verringert worden, daß der Erfolg seinen Wünschen bisher so wenig entsprochen hatte. Gott! ruft er im Februar 1867 im Rückblick auf seine Studentenzeit aus, erst zehn Jahre, daß ich diese kolossal heitre Zeit beendigte, und noch nichts für die Unsterblichkeit gethan! Ich fühle im Gegenteil das deutliche Bedürfnis, noch einmal zu studiren, und werde sicherlich, wenn

die Verhältnisse es erlauben, meinen Heimatsurlaub so lange ausdehnen, daß ich noch einige Zeit Hochschulen besuchen kann. Ich fühle mich außerdem noch so mächtig jugendlich, daß ich ganz vergnügt wie früher als Student leben könnte.

Mittlerweile war durch seine nie unterbrochene Beziehung zum Khasnadar seine Rückkehr an den Hof herbeigeführt worden, und er wurde allmählich faktisch Leibarzt im Hause des Ministers, nachdem er auch vor den Augen der „Prinzessin“ Gnade gefunden hatte. Zwar blieb ihm daneben die Anstellung in der Marine, wenig anstrengend und mehr formeller Natur, wie sie es von vornherein gewesen war; der Schwerpunkt seiner Thätigkeit aber lag in den Anforderungen jener Hofhaltung und in der Praxis in den prinzlichen und sonstigen höhern Kreisen. Über diese seine Praxis erzählt er:

In der Residenz des Bardo wohnen die zwei Witwen der beiden Vorgänger des jetzt regierenden Bey und eine Schwester des letztern mit ihren kümmerlichen Hoffstaaten, die ein recht ansehnliches Personal ausmachen, das natürlich nur aus Frauenzimmern besteht, die alle aus Mangel an Beschäftigung nichts Besseres zu thun wissen als krank zu sein. Mit Bittern und Zagen trete ich allmorgendlich in diese Harems ein, da meine Ankunft die Lösung ist zu einem allgemeinen Angriff aller weißen, schwarzen, gelben und grauen Schönheiten auf meine unglückliche Person, um mir die Verordnung von Abführ- und Brechmitteln zu entpressen. Du hast keine Idee davon, mit welcher fröhlicher Selbstverleugnung dies Volk die scheußlichsten Medikamente verschlingt. Wenn ich nur ihren Wünschen gerecht werden könnte; doch dann habe ich es mit dem Apotheker zu thun, der ein Fixum für Medizinlieferung bekommt. Außer diesen weiblichen Tyrannen liegen mir alle Familien der Großen des Landes, welche ihre Landgüter in der Nähe haben, auf dem Halse und quälen mich nicht wenig. Interessant ist es, dabei mehr und mehr die Damen des Landes unverschleiert zu beobachten, obgleich mir immer noch sehr viele nur die Fühlung des Pulses gestatten, den Anblick ihrer scheußlichen Gesichter mir aber ersparen. Denn diese sind gewöhnlich die ältesten und häßlichsten, die andern ergreifen nicht ungern die Gelegenheit, sich bewundern zu lassen, wenn sie nicht gerade zu streng denkende Ehemänner haben. Ueber die Vielweiberei, fällt mir bei der Gelegenheit ein, müßt ihr euch keine falschen Ideen machen; sie existirt sozusagen in den bessern Klassen nicht. In allen guten Familien, in denen ich arzte, existirt nur eine Frau, gewiß ebenso angesehen und respektirt wie die Dame des Hauses bei uns, und ein Familienleben, das sich nur vielleicht durch den prononzierten Respekt der Kinder vor dem Vater von dem unsrigen unterscheidet.

Dem wechselnden Aufenthalt des Hofes zufolge verbrachte Nachtigal den Sommer in Karthago, den Winter in Tunis. Letzteres war dann ungeachtet der traurigen Finanzlage der Schauplatz eines regen geselligen Lebens.

Ich erinnere mich — schreibt er im Frühjahr 1867 — seit der Tanzstundenzeit seligen Angedenkens im Adler oder im Schwan kaum so viel getanzt zu haben wie in diesem Winter. Fast jede Woche war ein Ball. Die Gesellschaft ist bei der beschränkten Anzahl der aristokratischen Familien natürlich fast immer dieselbe, doch zum Teil durchaus nicht übel. Die Krone bleibt immer die Familie des englischen Geschäftsträgers Mr. Wood. Den Ball, den er zum Besten der hiesigen europäischen Armen gab, war sehr gelungen und brachte etwa tausend Thaler ein, was bei der beschränkten Anzahl der Eingeladenen ein recht befriedigendes Resultat zu nennen

ist. Die Affoziation zur Brotverteilung an die Armen, zu deren Komitee ich gehöre, verteilt daneben noch täglich vierhundert Brote, sodaß man sagen kann, daß trotz des hervorragenden krassen Egoismus der europäischen Tunefier diesen Winter recht viel geschehen ist.

Als sollte dem unglücklichen Lande keinerlei Heimsuchung erspart bleiben, brach im folgenden Sommer eine verheerende Choleraepidemie aus. Nachtigal fiel an Mühe und Gefahr wieder der Löwenanteil zu. Der Bey berief ihn telegraphisch nach Goletta, wo die Krankheit bedenkliche Dimensionen angenommen hatte. Seitdem hatte er wenig Ruhe. Tag und Nacht hatte er ausschließlich bei den Kranken zuzubringen, sodaß er bald äußerst abgespant war. Dennoch war ihm die ganze Thätigkeit eine höchst wohlthuende. Wenn auch die Resultate seiner ärztlichen Anstrengungen keine glänzenden waren, da die Epidemie sehr mörderisch auftrat, so hatte er doch das befriedigende Bewußtsein, seine schwachen Kräfte aufs möglichste zum Besten seiner Mitmenschen ausgebeutet zu haben. Ja er wurde noch einmal zu einem Truppenkorps gesandt, das an der algerischen Grenze gegen Aufrührer im Felde stand und von der Cholera arg mitgenommen wurde.

Inzwischen wuchs die finanzielle Kalamität rapide. Die gewissenlose Verwaltung hatte dem Lande im Laufe weniger Jahre eine exorbitante Schuldenlast aufgebürdet, und die Aufraffung des Staates nach der oben geschilderten Revolution hatte, weit entfernt, eine bessere Epoche anzubahnen, den momentan vermehrten Kredit nur noch unheilvoller ausgebeutet. Neue Aufstände folgten, aber die Machthaber, glücklich in der Überwindung derselben, waren blind gegen solche Mahnungen. Eine Intervention Frankreichs oder Italiens wurde damals vielleicht nur durch die Komplikation der römischen Frage zurückgehalten. Infolge des Steuerdruckes und mehrerer Mißernten herrschte chronische Hungersnot. Auf eine aus der Heimat an ihn gerichtete Anfrage erwiederte Nachtigal, daß in den Zeitungen nicht nur nichts übertrieben sei, sondern man sicherlich überall hinter der Wahrheit zurückgeblieben sei. Man habe Menschenfleisch nicht nur gegessen, sondern auch eingepökelt. Für ihn speziell erwuchs aus der allgemeinen Not noch der Übelstand, daß sein Gehalt, der nominell jetzt nicht unbeträchtlich war, fast nur auf dem Papiere stand. Die Kassen waren leer; höchstens erhielt er minderwertiges Kupfergeld, wenn er sich nicht mit Schakscheinen abfinden lassen wollte, die zwanzigprozentigen Wert hatten. Nur die Noblesse seines Charakters hielt ihn ab, seine Forderungen mit Nachdruck geltend zu machen.

Seit vorigem Februar habe ich, schreibt er im November 1866, kein Gehalt in Empfang genommen, d. h. seit fast Jahresfrist, ebensowenig Tabatieren oder ähnliche Wertstücke. Um vernünftig mit dem Großvezir und Sidi Rustan zu sprechen, möchte ich jedoch gern abwarten, bis die Regierung in ihrer Existenz und ihren Geschäften wieder etwas konsolidirt sein wird. Es hat etwas unkonvenables, von den kleinlichen Interessen des Einzelnen zu sprechen, wenn das Wohl von Millionen den Großen im Kopfe liegt. Noch immer ist die Finanzkrisis nicht vorüber. Kein

Anlehen hebt das momentane Glend, das durch Ueberschwemmung mit wertlosem Kupfer, durch absoluten Geldmangel, durch zwei schlechte Ernten und die rückgängige Metamorphose der ganzen muselmännischen Bevölkerung überhaupt hervorgebracht worden ist. Die Angelegenheiten dieses unglücklichen Landes sind hier so in Unordnung, daß ich zur Feststellung meiner eignen Zukunft notwendig diese Krisis abwarten muß. Die Verwicklungen sind soweit gekommen, daß die Entscheidung nicht mehr lange zögern kann. Eine Schuldenlast von über hundert Millionen Piafter bei einem Einnahmehudget von zwanzig Millionen drückt das Land nieder; die Ressourcen desselben verringern sich jährlich durch Abnahme des Ackerbaues und der Viehzucht und durch Verminderung der Einwohnerzahl; die Ernten von Weizen und Oliven (Hauptreichtum des Landes) sind fürs Jahr im voraus verkauft; die Erpressungen vonseiten des Chéfs werden täglich unerträglicher; eine unnütze Armee von 15 — 20 000 Mann verschlingt einen großen Teil der Staatseinnahmen und entzieht dem Lande die Arbeitskräfte; meine Flotille nicht minder; die Schulden auf dem Plage, die das Vermögen der meisten europäischen Kaufleute engagiren, können nicht bezahlt werden; mit einem Worte, der ganze traurige Zustand ist auf einer so unerträglichen Höhe angekommen, daß man sehr bald eine Intervention der fremden Mächte erwartet. Um die Armeen und die Beamten zu bezahlen, hat man schlechtes Kupfergeld verwendet, dessen Annahme der europäische Handel verweigerte und das folglich sehr bald auf die Hälfte seines nominellen Wertes herabsank. Seit dem Monat Februar habe ich infolgedessen mein Gehalt nicht erhoben, das in Kupfer bereit liegt, mich aber faktisch auf die Hälfte meiner Remuneration herabsetzt. Die Preise sind dabei entsetzlich gestiegen und die Geldnot ist unglaublich; von allen Seiten drohen Bankerotte. Welche Sünde! Ein so schönes, reiches Land, und in den Händen so ungeschickter Menschen! Die Welt taugt in der That nicht viel, wenigstens nicht die Menschen in ihr. Was meine Gesundheit anlangt, geht es mir ganz wohl. Gemütlich leide ich durch die ewige Zertrümmerung meiner Pläne und Wünsche und durch die mir wenig zusagende Lebensweise. Glücklicherweise habe ich außer meinem Höflingsdienst ziemlich viel zu thun, was mir allerdings nicht viel einbringt, aus Gründen, die in meinem Stumpfsinn und in unthätiger falscher Scham beruhen, aber mich doch immer etwas für die beim Minister verlorenen Stunden entschädigt. Studiren kann ich aus Mangel an Zeit fast gar nicht. Was soll aus allen meinen Notizen, die ich zum Teil schriftlich gesammelt, zum Teil nur im Gedächtniskasten deponirt habe, noch werden? Wenigstens macht man unwillkürlich einige Fortschritte in den Sprachen. Am häufigsten spreche ich jetzt italienisch und arabisch, beides abscheulich, aber das erstere doch fließend. Französisch bleibt noch am besten; das Englische gelingt nur schwach.

Bemerkenswert sind einige Äußerungen Nachtigals über den preussisch-österreichischen Krieg. Im Juli 1866 schreibt er:

Unter den Italienern hat sich eine höchst sonderbare Ansicht über den Grafen Bismarck festgesetzt. Sie glauben, daß sein ganzes bisheriges Leben nur eine Maske gewesen sei, bestimmt, das Vertrauen des Königs zu erwerben, um jetzt im günstigen Augenblicke seinen ganzen, lange verhüllten Liberalismus zu entfalten und mit Deutschland das zu machen, was Cavour mit Italien im Sinne hatte. Jedenfalls bringen die preussischen Erfolge eine Kenntnis unsrer Heimat hier zuwege, die ungewöhnlich ist. An Ruhm nach außen hat Preußen gewonnen, darüber kann kein Zweifel sein.

Aus Sfax, auf einer Reise, welche sein Stillleben unterbrach, gab er seiner Freude über den Sieg der preussischen Truppen Ausdruck:

Was den Krieg und seine Erfolge betrifft, so blicke ich nicht ohne Genugthuung auf die Tapferkeit, Ausdauer, überlegene Strategik und gute Ausführung der Armee, die in nie geahnter und gesehener Weise gesiegt hat, und hoffe von Herzen, daß die Letztern zum Heile ganz Deutschlands dienen mögen. Ich war von vornherein von der Unfähigkeit Oesterreichs, eine Rolle in Deutschland zu spielen, überzeugt, ebenso sehr, als ich das Heil unsers großen Vaterlandes von Preußen erwartete. Nur etwas weiß ich, daß ich die Fähigkeit des Grafen Bismarck, unsers eminenten Premiers, unterschätzt habe; ich hielt ihn früher wohl für kühn und energisch, aber nie für so bedeutend in jeder Beziehung, als er sich jetzt bewiesen hat.

Im Herbst 1867 führte Nachtigal die langegeplante Besuchsreise in die Heimat aus und erfreute sich des Wiedersehens mit Verwandten und Freunden. Man suchte ihn allerseits zu bewegen, von der Rückkehr in ein Land abzustehen, das seine Mühen so wenig gelohnt hatte. Doch ein gewisser point d'honneur und der Wunsch, seine Angelegenheiten geregelt zu sehen, führten ihn im folgenden Sommer wieder nach Tunis zurück, allerdings entschlossen, die Stellung, an der er gar zu wenig wissenschaftliche und allgemein menschliche Befriedigung fand, möglichst bald aufzugeben.

Wenn ich noch eine Weile genötigt würde zu bleiben, schreibt er im Oktober 1868, so gebe ich mich für diesen Winter endlich vielleicht dem Ackerbau hin. Ich würde nur mit 100 bis 150 Morgen einen Versuch machen, da alle Welt dagegen schreit, obgleich ich selbst nicht im Geringsten an gutem Erfolge zweifle. Ich habe schönes feuchtes Land, und wenn der Winter so regenreich sein wird, wie es den Anschein hat, muß man sechzig- bis hundertfaches Korn erwarten.

Aber bald kündigte er seine bevorstehende Rückkehr an. Und in demselben Momente wurde er durch den Ruf seines Königs auf jene Laufbahn geführt, für die er prädestiniert war, und die seinen Namen den glänzendsten unter den Pionieren der Forschung einreihen und auf immer mit der Geschichte des schwarzen Erdteiles verknüpfen sollte. Mit welchen Empfindungen seine Verwandten den Brief lasen, in dem er ihnen am 26. Januar 1869 von Tripolis aus seinen Entschluß ankündigte und, das Herz von jubelnder Hoffnung und kühnen Entwürfen erfüllt, sie über die Gefahren seiner Zukunft zu beruhigen, sein Vorhaben als harmlos hinzustellen versuchte, kann man sich denken.

Ich fürchte, schrieb er an seine Schwester, ich bringe dir eine wenig erfreuliche Nachricht, wenn ich dir melde, daß ich im Auftrage*) unsers Königs Wilhelm zum Scheich Omar, Sultan von Bornu, gehe, um demselben wertvolle Geschenke zu überbringen und die Gefühle der schwarzen Majestät noch freundlicher für Christen und europäische Weise zu stimmen, als ihn dieselben bisher schon zierten. Ich weiß leider, mit welchen Augen man solche Reisen in der Heimat betrachtet,

*) Gerhard Rohlfs hatte ihn hierfür vorgeschlagen.

um die Sorge und den Kummer ermesſen zu können, den mein Entſchluß euch machen wird; doch ich bitte dich zu bedenken, daß in der That die Reiſe nicht ſo gefährlich iſt, wie ſie aus der Ferne ſcheint. Vogel und Beurmann ließen ihr Leben, das iſt wahr, doch nur durch zu kühnes Eindringen in das Sultanat Wadai, deſſen Herrſcher abſolut keine Chriſten duldet, Barth kam glücklich zurück, Gerhard Kohns nicht minder, und beide haben von Bornu aus bedeutend gefährlichere Wagniſſe unternommen, als die Reiſe nach Bornu an und für ſich war. Ich werde binnen Jahresfriſt zurück erwartet werden können, wenn ich nicht Gelegenheit zu intereſſanten Reiſen von Kufa aus finde. Sei nicht böſe; ein Teil der Nachtigals*) iſt offenbar zum Vagabondiren geboren und ich hatte dieſe zentral-afrikanischen Reiſen ſolange in der Idee, daß, ehe ich dieſen geheimnißvollen Kontinent zu verlaſſen mich entſchloß, ich eine ſo ehrenvolle Gelegenheit, meinen Lieblingsplan auszuführen, nicht von der Hand weiſen konnte. So Gott will, kehre ich geſund in eure Mitte zurück und erzähle euch ſo maſſenhaft, daß ihr euch für die Sorge, die ich euch gemacht haben werde, reichlich entſchädigt haltet.

Nicht ein, ſondern mehr als ſechs Jahre harrete man in Deutschland ſeiner und verzweifelte, ſchließlich, da jedes Lebenszeichen ausblieb, an ſeiner Wiederkehr, als der Verſchollene plötzlich in Khartum auftauchte und nun im Fluge der Heimat zuſtrebte, von der ganzen zivilifirten Welt, vor allem von ſeinem weitem und engern Vaterlande mit gerechtfertigtem Enthuſiasmus begrüßt. Er hatte an ſeine eigentliche Miſſion ſo großartige und erfolgreiche Unternehmungen zu knüpfen gewußt, daß jene in dem Rahmen derſelben einen verhältnißmäßig geringen Beſtandteil bildet. War doch ſeiner Ankuft in Kufa ſchon ein Wagniß erſten Ranges vorausgegangen, die Expedition zu dem ſeit her unnahbaren Tibbu Reſchade, auf der er dem Tode in mannichfacher Geſtalt ins Auge blickte und nur wie durch ein Wunder entrann.

Doch dies alles iſt bekannt und in ſeinem berühmten Reiſewerke, deſſen letzter Teil hoffentlich auch noch erſcheinen wird, ausführlich geſchildert.

Wir überſpringen den mehrjährigen Zeitraum, bis Nachtigal deutſcher Generalkonſul in Tunis geworden, aber auch älter geworden war und ſein vor etwa ſiebzehn Jahren dort verbrachtes Daſein von jenem roſigen Schimmer verklärt erblickte, welcher faſt über allen Jugenderinnerungen ſchwebt. Es gefiel ihm in Tunis jetzt nicht ſo wie früher, wo das Land an Geldmangel litt, die einzige ſchwere Pflicht, die ihm oblag, der übliche Handkuß beim Großvezier war, und er beſtändig in der Furcht lebte, ſeine Stellung vernichtet zu ſehen und ſich in die Lode des von ihm ſtark gehaßten Philifteriums der Kleinstadt zurückziehen zu müſſen. So ſchrieb er Ende Mai 1882:

Hier hat ſich mit dem franzöſiſchen Protektorate, den franzöſiſchen Truppen u. ſ. w. natürlich viel geändert, wenigſtens an der Peripherie der Stadt, welche mehr und mehr den algeriſchen Städten ähnlich wird. Vorläufig iſt alles ruhig

*) Sein Vetter, der Kaufmann Nachtigal in Stendal, hat drei Schweſtern, die an Miſſionare in Südafrika verheiratet ſind, und einen Bruder, der gleichfalls lange daſelbſt in Dienſten der Berliner Miſſion ſtand.

im Lande. Mir gefällt es nicht mehr wie früher hier. Es giebt zwar viel mehr Europäer, aber ohne gesellschaftlichen Zusammenhang untereinander. Alles will von dem neuen Zustande der Dinge soviel als möglich profitiren, und es läßt sich nicht leugnen, daß die Franzosen viel Geld hierher gebracht und die Spekulationen vervielfältigt haben; die, welche davon Nutzen ziehen, sind meist Europäer und Juden.*) Die Muselmänner kommen, wie immer, zu kurz. Mein Auftreten mit den Franzosen hier hat natürlich etwas Mißtrauen vonseiten der Muhammedaner und der Italiener geweckt, und ich werde etwas Zeit nötig haben, daselbe zu besiegen.

Daß er dieses Mißtrauen beseitigte, ist kaum zu bezweifeln, da Nachtigal im Laufe der Jahre, während seiner ersten afrikanischen Reise, sich zu einem klugen Diplomaten ausgebildet hatte, welcher es selbst nach Art der alten Diplomaten nicht verschmähte, durch Betäubung des Gegners Vorteile zu erringen. So erzählte er gern mit viel Humor, wie er in Darfur Kunde über die Geschichte des Landes einzog. Der König hatte ihn zu diesem Behufe an seinen Oheim gewiesen. Dieser Besitzer der Geheimnisse aber war das, was Nachtigal in der burlesken Sprache, die ihm eigentümlich war, ein Saufgenie nannte; wenn der Interwiewer des Abends zu ihm kam, war er betrunken, des Morgens kagenjämmerlich; in beiden Fällen außer stande, den Schatz seines Wissens zu öffnen. Nachtigal wußte sich schließlich nicht anders zu helfen, als daß er vom Morgen bis zum Abend in dem landesüblichen entseßlichen Gebräu mit ihm zechte und ihm dabei seine Geständnisse entlockte.

Nachtigal fand übrigens jetzt manche alte Freunde wieder, deren Wiedersehen ihn sehr erfreute. So schrieb er gegen Ende des Jahres:

Mein Aufenthalt in Tripolis, wo mein alter Getreuer [Mohammed-el-Gatröni, sein treuer Gefährte auf den Entdeckungsexpeditionen] bereits seit Monaten auf mich wartete, und viele alte Freunde und Gefährten aus Bornu und Wadai zufällig anwesend waren, hat mich sehr interessirt. Die Ueinderungen und Fortschritte sowohl dort als in den südlich von der Wüste gelegenen Negerländern sind viel beträchtlicher, als ich vermutet hätte. Der Scheich Omar von Bornu ist tot, und sein Sohn Abu Bu Bekr regiert, und zwar sehr viel besser, als man je zu hoffen berechtigt war. Auch Sultan Ali von Wadai und der König Abu Sekin von Bagirmi [seine gekrönten Freunde in Innerafrika] sind bereits zu ihren Vätern versammelt.

*) Bei dieser Gelegenheit sei eine Bemerkung Nachtigals aus einem seiner ersten Briefe vom Jahre 1864 über die in Tunis vertretenen Völkertypen erwähnt: „Die Araber und Babylener sind wahrlich nicht schlecht und könnten, wie ich nicht selten das Vergnügen zu bezeugen hatte, einem großen Teile der blutsaugenden Europäer zum Muster dienen. Die schlechtesten sind die europäischen Juden, dann kommen die Christen, dann die tunesischen Juden und endlich die eingebornen Muhammedaner hinsichtlich ihres moralischen Wertes. Die Israeliten sind lebendiger als die Muselmänner, doch auch um soviel spitzbübischer und nichtsnutziger. Während sie bei uns im allgemeinen die nüchternen, mäßigen und thätigen Leute sind, repräsentiren sie hier das Schlemmen, Saufen und Nichtsthun. Je nachdem sie tunesische oder italienische Juden sind, unterscheiden sie sich noch wesentlich. Erstere sind viel strenger, orthodoxer. . . . Sie befehlen auch den Judenmissionar Herrn Jenner, während sie bei ihm versammelt sind, um über religiöse Gegenstände zu disputiren.“

Aber er sollte bald wieder aus seiner Thätigkeit geriffen werden, da die Vorbereitungen zu seiner Mission immer näher rückten.

Vielleicht werde ich — schreibt er in seinem letzten uns vorliegenden Briefe aus Tunis — aus meiner Reise herausgeriffen und muß eine größere amtliche Reise unternehmen, über die ich bei der Diskretion, mit der alle Angelegenheiten des Auswärtigen Amtes behandelt werden, noch nicht sprechen darf. Ich würde es vorziehen, ruhig hier zu bleiben; denn man wird mit den wachsenden Jahren bequem. Der Ehrgeiz und die Sucht, neues zu sehen, reizen mich nicht mehr. Ich würde übrigens den Posten hier behalten, selbst wenn ich die Reise unternehmen müßte; diese würde etwa vier Monate in Anspruch nehmen. Mein einziger Ehrgeiz besteht noch darin, nach Marokko geschickt zu werden, und meine Vorgesetzten haben mir auch diesen Posten, der bisher von einem Ministerresidenten eingenommen wurde, soweit versprochen, wie dies überhaupt möglich ist. Der höhere Rang unsers dortigen Vertreters reizt mich weniger, als der Umstand, daß einstweilen Marokko noch unabhängig und nicht korrumpirt durch europäische Zivilisation ist.

Es kam, wie hier bemerkt werden mag, sein Verhältnis zu den Marokkanern als Moment hinzu, um ihm die Übersiedlung dahin wünschenswert erscheinen zu lassen. Auf der großen Reise von Fezzan nach Bornu hatte er sich nämlich mit seinen Begleitern einer größeren Karawane angeschlossen, und zwar einer marokkanischen Gauklerbande, die eine Kunstreise durch den Sudan beabsichtigte. Bei dieser sonderbaren Gesellschaft, deren Treiben zugleich einen religiösen Charakter trug, und die unter einem höchst angesehenen Priesterhaupt, Hadsch Sâlih, stand, hatte seine Persönlichkeit einen derartigen Eindruck hinterlassen, daß er später wohl in keinem andern afrikanischen Lande so populär war, wie in Marokko, denn dort war durch die leichtbeschwingte Schaar Stadt und Land von dem Ruhme seiner Tugenden erfüllt worden. Edris Effendi — wie man ihn in Afrika nannte — galt den Marokkanern als der erste Repräsentant Deutschlands, und gewiß wäre seine Installation in Tanger den deutschen Interessen in Afrika in eminentem Grade förderlich gewesen.

Das Schicksal hat es anders gewollt. Es ließ den pflichtgetreuen und eifrigen Beamten die Vollendung seines mit großem Geschick durchgeführten Werkes nicht mehr erleben, es raffte ihn an der westafrikanischen Küste hinweg, und er starb, das brechende Auge auf das unermessliche Meer geheftet. Es ist ein leidiger Trost, wenn man resignirt und, im Hinblick auf die Opfer der afrikanischen Forschung, eine englische Sentenz variirend, sich sagt: *The path to knowledge is strewn with many leaves!*

G. Meinecke.

